

(Nachdruck verboten.)

41)

## Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

Als Richard eine Handvoll Notenblätter ergriff, um sie in den Kamin zu schleudern, verging ihm plötzlich der Atem und er merkte erst jetzt, wie hart es ihm wurde; er hatte die Verurteilung seiner Oper wohl nur deshalb rascher verwunden, weil in derselben Stunde am Kern des Lebens gerüttelt wurde, und der Kern seines Lebens war die Kunst nun doch wohl nicht. Aber es schmerzte tief, sehr tief, sich sagen zu müssen: deine Begeisterung, deine Freude, deine Schaffenslust, alles war eitel!

Zögernd hielt er die Noten in der Hand; aber wenn er selbst in den Tod ging, was lag an diesen schülerhaften Versuchen? Auf die Nachwelt kamen sie doch nicht, und wenn er weiter leben sollte, blieb ihm ja die Abschrift der Overture; die war unbedingt das schönste an der Oper gewesen.

Und mit einem müden Lächeln über sich selbst beugte er sich tiefer zum Kamin nieder und legte sorgsam, wie etwa ein alter Priester, der Göttern opfern möchte, die Blätter über die schwelenden Scheiter. Die Glut verschwand und ein Weilchen stieg qualmender Rauch aus dem starken Papier; dann sah er, wie der Brand an den Ranten zu lecken begann, wie er sich wütend in der Mitte durchraß, und plötzlich flackerte tausend eine mächtige Flamme empor, daß Richard erschreckt zurückfuhr.

Doch die Opferhandlung hatte begonnen. Blatt für Blatt nahm er, um das Feuer zu nähren; dann legte er wieder ganze Bände der Noten auf, und träumerisch verfolgte er den Gang der Oper, alle einzelnen Nummern, wie sie sich nach der Reihe in Rauch auflösten. Nicht gleich zerstörte die Glut die ganze Form; als eine dichte Lage zusammenhängender Blätter lag oft die Asche da, hier in schwärzlichem Lunkel, dort noch lange nachglühend, und auf der zitternden Fläche konnte er die Linien verfolgen und auf dem System die Striche und Punkte der Notenschrist, bis die Flamme wieder hell emporstieg und der wehende Zugwind die Asche geriß und einzelne Flocken im Kamin umherwirbelte.

Und jedesmal, wenn ein Teil seines Werks für immer vernichtet war, hörte er aus dem Knistern der hundert kleinen Flämmchen die Melodien heraus, so dünn und so wirkungslos, daß er sich über den eiteln Mann wundern mußte, der alle diese Einfälle einst niedergeschrieben hatte.

Nur manchmal bei den Lieblingsnummern, wo er sich ordentlich in irgend eine Harmonie verliebt hatte, klang es wie trauriges Abschiednehmen aus dem Kamin.

Diese letzte Aufführung, deren einziger Hörer er war, nahe ihrem Ende; schon flackerte sein stolzes Quintett fast lebhafter als seine Musik in die Höhe, schon hielt er sein gewaltiges Finale wurbbereit in der Hand, als es an der Thür rauschte. Hastig trat Leontine ein.

„Was machst Du da?“ fragte sie erstaunt.

Richard schleuderte den letzten Pack ins Feuer, daß Funken und Rauch sich erhoben und bis ins Zimmer hineinschlügen, und aufspringend rief er hart:

„Ich habe nur meine Oper verbrannt, weil sie nichts taugt!“

„Du bist wahnsinnig!“

Leontine machte einige heftige Schritte nach dem Kamin zu, plötzlich sah sie auf Richard und blieb entsetzt vor ihm stehen.

„Du bist wahnsinnig!“ rief sie mit schwächerer Stimme noch einmal.

„Ich glaube, ich war es,“ sagte er. „Lassen wir das, wir haben von etwas Wichtigem zu reden als von meinem Verstand!“

Leontine zog sich ängstlich zurück und setzte sich in das Halbdunkel der Sofaecke; sie wußte, daß sie hier einen Einsatz verpielt hatte. Sie wollte hören, schweigen und berechnen, was zu retten war.

Richard hatte sich wieder vor dem Kamin niedergelassen

und schürte mit dem Feuerhaken in der verglimmenden Asche; leise sagte er:

„Du hast meine Oper dem Fräulein von Havenow zur Abschrift gegeben, um sie zu kränken.“

„Und darum hast Du Dein Werk verbrannt?“

„Nein, ich sagte schon, ich habe es vernichtet, weil es nichts taugt; das war beschlossen, bevor ich herkam und meine Arbeit hier auf dem Tisch fand. Was hat Fräulein von Havenow geantwortet?“

Leontine krampfte sich mit der rechten Hand an der Sofalehne fest, ihr war plötzlich etwas gestorben. . . Sie hatte sich der Liebe zu diesem Mann völlig hingeeben, sie hatte ein Glück zu haschen geglaubt, als sie um ihn kämpfte, und nun war dieses Glück wie mit dem feisen Aufschrei eines sterbenden Vogels im Dunkel verschwunden. Mit ihrer Liebe mußte es vorbei sein, sie war ja keine leichte Dirne, daß sie um dieser frischen Augen, um dieser klaren Stirne und der roten Lippen willen alle ihre Lebenspläne vergessen hätte; ein Mann, der binnen kurzem als Künstler bekannt werden mußte, und wenn seine Begabung noch so schwach war, und der aus Ehrlichkeit von der Bewerbung zurücktrat, war ein Knabe, den sie nicht mehr ernst nehmen konnte.

Und mit ruhigem Stolze hätte sie sich erhoben, die Hände über die Brust gekreuzt und ihm gesagt: „Mein Herr, Sie sind frei!“ Nur der Haß hielt sie davon zurück.

Richard wollte frei sein! Sie las es aus seinen finsternen Zügen, daß er nicht mehr unter ihrem Banne stand, daß er sich nur durch sein Wort gebunden glaubte und das es ihn zurückzog zu der adeligen Bettlerin, die er immer geliebt hatte. Für sie wollte sie ihn nicht freigeben. Mit seinem Worte wollte sie ihn festhalten, so lange sie Lust hatte, und ihn quälen, damit Fräulein von Havenow nicht glücklich wurde.

Sie hatte Richards Frage überhört; als er sie wiederholte, erwiderte sie sanft:

„Dies, wenn Du willst!“

Johanna hatte geschrieben.

„Gnädige Frau!“

Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie mir eine lohnende Arbeit zuwies. Leider kann ich die Wohlthat, als welche ich den in Aussicht gestellten Lohn empfangend, nicht annehmen. Eine regelmäßige Beschäftigung, die mich weniger anstrengt und der ich mich mit mehr Liebe ergeben kann als dem Abschreiben dieser Noten, nimmt den größten Teil meiner Zeit in Anspruch und würde die Abschrift der Oper über Gebühr verzögern.

Ergebenst

Johanna von Havenow-Trienig.“

Richard warf auch dieses Blatt ins Feuer. Leontine zuckte nicht einmal mit den Achseln.

„Du warst es auch, die bei dem abscheulichen Angriff auf die Ehre von Fräulein von Havenow mitwirkte?“ fragte er sehr ernst.

Leontine hatte beschlossen, es zu keinem Bruch kommen zu lassen. Der Einfall zu dem Artikel in der „Fankare“ sei von Richards Vater ausgegangen; man habe ihr die Ausarbeitung vorgelegt und sie habe einige milde Worte eingestreut und böswillige Andeutungen streichen lassen.

„Mit all diesen Vorwürfen mußt Du Dich an Deinen Vater wenden,“ sagte sie freundlich; „er war unser Feldherr, unser Redacteur, ich war nur der letzte Journalist in seinen Diensten, und wenn wir Dir die Augen geöffnet haben über die Stellung eines Malermodells, in welches Du Dich vergastst hatte, so solltest Du uns Dank wissen. Das heiratet man nicht; wir haben aus Freundschaft und Liebe so gehandelt, ich und Dein Vater!“

Sie sprach mit milder Stimme, so herzlich, daß es schwer war, den harten Ton des Richters gegen sie festzuhalten.

„Das alles ist so häßlich, so entwürdigend für Dich und für mich!“ rief Richard. Er stand auf und stellte sich zum Fenster; vorhin hatte er so tapfer sein Werk vernichten können und jetzt erschlaffte seine Thakraft vor der Ruhe dieser Frau. Seine Sinne waren nicht mehr im Spiel, aber die Erinnerung an leidenschaftliche Stunden hielt ihn ab, noch rückwärts-

lofer gegen ein Weib zu sein, welches er geliebt hatte, welches ihn liebte und seine bisherigen Kränkungen so geduldig hinnahm.

Leontine wollte ihren Vorteil verfolgen.

„Komm zu mir, lieber Richard,“ sagte sie schmeichelnd, „oder wie Du willst, hör' mich nur an. Da wir nun einmal einander angehören, so ist es gut, uns nichts zu verschweigen. Dein Vater war es, der uns verbinden wollte; er hatte wohl nur die ganz gewöhnliche Absicht, Dich reich zu machen. Ich lachte ihn aus, doch als ich Dich kennen gelernt hatte, da lachte ich nicht mehr. Du mußt mir meine Schwachheit verzeihen; komm', setz' Dich her, ich vermag nicht laut zu reden.“

Richard ging langsam zum Sofa, sie zog ihn ruhig neben sich nieder und behielt seine Hand in der ihrigen.

„Wir gefielen einander; ich hatte Dich sehr lieb gewonnen, Richard, Du warst ganz anders als Dein Vater, aber Du trugst eine unmögliche Neigung im Herzen. War es da unrecht, daß wir sie bekämpften? Und als Du Dich endlich besiegt fühltest, warst Du nicht selbst glücklich?“

Mit glänzenden Augen wandte sie sich ihm zu.

Was half es ihm, wenn er ihr nun zurief: „Nein, niemals war ich glücklich, niemals habe ich Johanna vergessen!“ Nur noch häßlicher wurde alles, nicht besser. Sie hatte ein Recht darauf, ihn festzuhalten, ein Recht auf sein Leben; nur der Tod löste sein Wort ein, und todtraurig erwiderte er ihren leidenschaftlichen Blick.

Da verwandelten sich unwiderrücklich ihre Züge, der Glanz ihrer Augen erlosch und der sehnüchlich geöffnete Mund schloß sich; als ob sie ihm den Entschluß abgelesen hätte, schaute sie ihn mit grausamer Ruhe wie ein verfallenes Opfer an. Wie eine schöne Mörderin erschien sie ihm; er sprang auf und rief außer sich:

„Ein Schatten steht zwischen uns! Du hast Martha Piterfen in den Tod getrieben, so magst Du auch mich ermorden!“

Leontine mußte die Augen schließen, so fürchtbar erschreckte sie der Name Martha Piterfen. Hier von dieser Zimmerrede aus hatte sie zum letztenmale die bleichen Züge der Toten gesehen und hier stieg dann und wann wie ein drohender Schatten das Bild des armen Opfers vor ihr auf. Alle Welt wußte, daß die Tochter des Kommerzienrats um ihretwillen sich in den Galensee gestürzt hatte, aber bis heute hatte niemand Marthas Namen vor ihr auszusprechen gewagt, und gerade dieser unselbständige Mann mußte in seiner Schwäche die Kraft finden, sie an der einzigen Stelle zu treffen, an der sie verwundbar war. Das sollte er teuer bezahlen.

Mit großen Augen blickte sie ihn wieder an, erhob sich dann rasch und sagte:

„Du spionierst mein Leben aus? Du wirst nichts darin finden, als das raslose Streben eines armen schönen Weibes, reich zu werden. Wäre ich häßlich gewesen, ich hätte mich nicht nach dem Reichte gesehnt; wäre ich leichtsinnig gewesen, ich hätte niemals mein Ziel erreicht; ich bin unerschrocken meinen Weg gegangen, ohne ein Verbrechen zu begehen. Ich hatte kein Gift bei mir, ich hatte keine Waffen als meine Schönheit, und wenn das genügte, um jemand zu töten, der meinen Weg kreuzte, was geht es mich an? Wer kann auch in solchem Unglücksfall untersuchen, wer die größte Schuld trägt? Geh bei Deinem Vater in die Schule; den hat die Tote, die Du gegen mich beschwören willst, zuerst mit mir verbunden.“

Richard war erregt bis zum Ramin gegangen und spielte mechanisch mit dem Schäfermädchen aus Porzellan, das vorhin sein Gegenüber verloren hatte.

„Also mein Vater wußte auch darum, als er mich bei Dir einführte? Ich war wohl der einzige Mensch, der Dich nicht kannte?“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Uferschwalbe und ihre Nistweise\*.)

Unter unsren Schwalbenarten ist die Uferschwalbe, auch Land- oder Wasserschwalbe (*Cotyle riparia*) genannt, eine der interessantesten. Sie ist die geselligste, aber auch die kleinste, die zuletzt ankommende

\*) Aus der Wochenschrift „Merthus“. (Altona: Ottenf. Chr. Wolff.)

und die zuerst wieder abziehende Species, mithin wohl auch eine empfindlichere Natur. Oben aschgrau, unten weiß mit matt graubraunem Brustband, unterscheidet sie sich schon äußerlich recht erkennbar von der Rauch- und der Hauschwalbe, welche ihre Nester an menschliche Wohnungen leben.

Wie erwähnt, trifft sie als letzte ein, und zwar im Mai, oft erst gegen die Mitte dieses Monats hin. Steil abfallende, vegetationslose Uferwände von Gewässern — Flüssen oder Seen — ziehen sie besonders an, sind solche aber nicht vorhanden oder durch winterliche Abstürze zu schräge geworden, so sucht sie die Steilwände von Sand-, Kies-, Lehm- oder Mergelgruben auf, um ihren ganz eigentümlichen und von dem aller andern Schwalben abweichenden Nestbau zu beginnen.

Mit den winzigen Füßchen an die Sandwand gehakt, läßt sie sich bei der Arbeit leicht beobachten und es ist ein lohnender Anblick, ihr zuzusehen, wie sie den kleinen Schnabel in den Sand bohrt, diesen aufstößt und nach unten abrieseln läßt, ein Pärchen dicht neben dem andern. Abwechselnd arbeiten Männchen und Weibchen — zuweilen beide zugleich — mit einer Emsigkeit, die Erstaunen erregen muß, die aber auch nötig ist, wenn die Arbeit gefördert und, wie es gewöhnlich geschieht, in ein paar Tagen fertiggestellt werden soll. Das längliche, etwa 6 Centimeter breite und 4 Centimeter hohe Eingangsloch vertieft sich zusehends, und es währt nicht lange, so ist die Schwalbenschär, die an der Wand hing, im Erdreich verschwunden, die Wand aber überall durchlöchert, d. h. in einem der Oberfläche parallelen Strich. Freilich ist das Werk noch lange nicht beendet und fortwährend rauscht noch von der Höhe der Sand herab, der mit dem Schnabel aufgestößt und mit den Krallen losgekratzt, mit den Füßen von dem sich rückwärts bewegenden Vogel an den Tag gescharrt wird.

Ist das Erdreich gar zu steinig, so wird, wie ich es in einem Fall fand, schon in einer Tiefe von 20 Centimeter aufgehört. Sind nur wenig Steine vorhanden, so wird, wenn der Gang auf einen solchen stößt, die Richtung schräg nach rechts oder links hin und wieder auch einmal nach aufwärts geändert. Gewöhnlich ist der Gang 50 Centimeter, ausnahmsweise 1 Meter lang. Größere Rängen werden hin und wieder angegeben, doch halte ich diese für falsch. Am Ende des Ganges ist dieser kesselartig erweitert und so geräumig, daß die gebaltte Hand bequem darin bewegt werden kann. Hier wird das Nest angelegt, das aus wenigen trockenen Halmen oder Wurzelfasern besteht und so unbedeutend ist, daß es im trockenen Zustande nur etwa 5 Gramme wiegt, einschließlich der Muldenauskleidung. Diese enthält eine dicke Schicht recht großer und, wie ich stets fand, weißer Federn von Hühnern, Gänsen oder andern Hausgeflügel. Da die Uferschwalbe, wie alle Höhlenbrüter, weiße Eier legt, die ihrerseits in dem finsternen Raum durch solche von einer für das Auffinden durch den Brutvogel passenden Färbung nicht erseht werden können, so ist es vielleicht kein Zufall, wenn die Uferschwalbe, die von allen Höhlenbrütern das von Licht am wenigsten berührte Nest benutzt, dieses mit hellfarbigen Federn belegt. Man kann in der Wahl dieser Farbe eine absichtliche Förderung der Seltsamkeit erblicken.

Das aus vier bis fünf Eiern — so zahlreich, daß der Dotter rötlich durchscheint — bestehende Gelege ist etwa um die Mitte des Juni vollzählig. Das Brüten und das Aufziehen der Jungen bilden zwei Perioden von je vierzehntägiger Dauer. Die Nester einer Uferschwalben-Kolonie befinden sich in der Regel am oberen Rande der Wand entland, dort allerdings immer 1/2 Meter oder mehr unter der Oberfläche des Erdbodens. Hier befindet sich gewöhnlich, selbst auch z. B. über einem Thonlager, eine Sandschicht, die ihrer leichteren Bearbeitung wegen einestheils vorgezogen werden muß, andernteils aber vorzüglich für den Nestbau geeignet ist, weil das Nest hier nach Möglichkeit vor Angriffen sowohl von oben als von unten her gesichert scheint. Die hohe Anlage der Nester hat aber noch den Wert, den Jungen, die, wenn sie zum erstenmal ihre eignen dunklen Gefängnisse gleichende Wiege verlassen, ohne Zweifel schon über einen hohen Grad von Flugfähigkeit verfügen, den Abflug zu erleichtern.

Einmal fand ich eine Uferschwalben-Nistbedelung, die insofern von andern sehr abwich, daß sie, anstatt wie üblich im Sandboden, in einem ziemlich feuchten Torfstück angelegt war. Sie enthielt nichts desto weniger gut entwickelte Junge.

Daß die letzteren trotz ihrer Nistmattenbauten nicht immer ein gesichertes und freudenreiches Dasein führen, ist erwiesen. Zuweilen stürzt eine ganze Wand herab, alles in sich begrabend, zuweilen auch werden die Nistlöcher von multwilligen und boshaften Menschen aufgeweitet oder gar verstopft und mitunter dringen von oben her Mäuse, Spitzmäuse oder Maulwürfe in die Gänge, dort Verwüstungen anrichtend. Insekten und sonstiges Ungeziefer quält die Brut gar sehr, sonst geschieht den Tieren, wenigstens bei uns, nichts zu Leide, da sie selbst in keiner Weise zu Schaden vermögen, sondern vielmehr, ausschließlich von Insekten lebend, großen Nutzen stiften.

Eine Folge ihrer eigentümlichen Nistweise ist die Geselligkeit dieser Schwalbenart. Geeignete Ufer- oder Grubenränder sind, wie erklährt, in der Natur nicht allzu reichlich vorhanden, dem sie müssen steilabfallend, ohne Pflanzennwuchs und außerdem mit den dem Tiere zu Gebote stehenden schwachen Werkzeugen zu bearbeiten sein, dürfen also z. B. nicht aus Fels bestehen. Je beschränkter die Zahl der in Betracht kommenden Nistmöglichkeiten ist, desto größer werden dann

auch die Schwärme, die sich ansammeln und welche zuweilen auf einige hundert Paare anwachsen können, wenn schon im allgemeinen die Ansiedlungen weit weniger umfangreich sind. Ich fand sogar eine, die in einer Grube, welche für einen einzigen Neubau den Sand lieferte, angelegt war und nur zwei Paare enthielt.

Die groß eine Kolonie immerhin sein möge, ihre Entstehung verdankt sie nie der gegenseitigen Zuneigung der Tiere, sondern stets einer Dertlichkeit, die den Tieren für das Brutgeschäft günstige Gelegenheit bietet, und da die Anforderungen, welche die Uferschwalben hieran stellen, unter sich immer die gleichen bleiben, löst sich hiermit auch das Rätsel der Geselligkeit von selbst. — H. Krohn.

### Kleines Feuilleton.

oo. Ein gefährlicher Mensch. Gerade in der äußersten Ecke des Gartens, da, wo die Fliederbüsche eine lebende Hecke gegen die Landstraße bildeten, setzte der neue Gast sich nieder. Sein Anzug mochte früher elegant gewesen sein, jetzt war er abgetragen und verstaubt. Ein Zug von Erschöpfung malte sich in seinem fäulteren Gesicht; trotz der Jugendlichkeit seines sonstigen Aussehens, begam das dünne Haar an seinen Schläfen schon zu ergrauen.

Die Wirtin brachte auf seinen Wink ein Glas Bier, er berührte es aber nicht. Als ob es gar nicht vorhanden wäre, saß er und starrte über die Hecke fort. Der Tag war schwül, weiß vor Hitze glühte der Himmel auf das Land. Still und unbewegt stand das Getreide auf den Feldern, kein Lufthauch spielte in den Halmen. — Mit einem sonderbaren Blick sah der Fremde in all die leuchtende Sommertraut.

Die Wirtin stand an der Hausthür. Der linken Arm in die Seite gestemmt, den Kopf leicht an den Thürpfosten gelehnt, wartete sie auf eine Gelegenheit zum Schwatzen. Der Mensch hatte etwas, das ihre Neugier reizte, außerdem war sie plaudrig wie alle Wirtinnen an der Landstraße. Der Fremde kam ihr darin aber nicht entgegen, er saß noch immer und starrte vor sich hin; so wandte sie sich zu den andren Gästen, ein paar Fuhrleuten, die in der Laube saßen und eine Lage Bier austobdelten: „Na Herr Gräbert, was meinen Sie! Kriegen wir noch 'n Wetter heut?“

„Na det wird ja woll kommen!“ Der Angeredete warf einen Blick zum Himmel hinauf: „Sehen Se da drüben über de Heide — da steht schon so 'ne Wand!“

„Gott, dett sind ja bloß Lämmertwolken.“ warf der andre ein, „und Lämmertwolken zeigen auf schön Wetter.“

„Nee, jrade ungetehrt, wenn Schäftens am Himmel stehen rejents.“

„Ach wo, Gräbert, quasseln Se man nicht, nich wahr Mutter Meiwede, dett is doch de reine Quasselfei?“

Die Wirtin lachte und wollte antworten, im selben Moment aber wurde hinter ihr an ein Glas geschlagen, sie drehte sich um. Der Fremde hielt ihr das leere Seidel entgegen, er hatte es jetzt mit einem Zuge geleert:

„Noch ein halbes — kann ich auch Mähreier mit Salat bekommen?“

„Mähreier, jawohl, gleich!“ Sie nahm das Glas und ging in das Haus; eine Zeitlang hörte man sie drin herumwirtschaften, dann kam sie wieder und setzte das Gewünschte vor den Gast auf den Tisch. „So, Mähreier und Salat — ein schönes Sommeressen!“

„Ja, ja.“ Er hatte die Krone jetzt auf den Tisch gelegt. Mit ineinander gefalteten Händen sah er wie geistesabwesend auf das appetitliche Gericht. Die Frau nahm eine gekränkte Miene an: „Es sind ganz frische Eier, mein Herr, erst heute gelegt. Wenn der Herr etwa meinen . . .“

„Nein, nein . . .“ Er fuhr aus seiner Versunkenheit auf, zog die Schüsseln zu sich heran und begann zu essen. „Nein, nein, es ist nur so . . . eine Erinnerung. Mähreier mit Salat . . . sehen Sie . . . das lockt meine . . . meine Mutter immer, im Sommer. . . Das . . . das war mein Leibgericht als ich . . . noch . . . noch 'n kleiner Junge war.“

Er sprach abgerissen und hastig und immer mit demselben geistesabwesenden Blick. Nun griff er wieder nach dem Bierglas und leerte es mit einem Zuge. Die Frau sah ihm zu, sie hätte ihm gern geantwortet, sie wußte aber nicht recht was; im selben Augenblick riefen auch die Fuhrleute wieder und sie holte sich ihre Gläser, um sie frisch zu füllen. Als sie wieder herauskam, war der Platz des Fremden leer. Sie sah ihn gerade noch um die Hausdecke nach dem hinteren Garten gehen. Stoppfüttelnd trat sie zu den beiden andren Gästen:

„Is das 'n komischer Klauz!“

„Ja wie der stiert.“ Gräbert zündete seine Pfeife an. „Der sieht aus, als hätt' er was auf'm Gewissen.“

„Am Ende is's 'n Mörder.“ fiel der andre ein.

„Ach so sieht er nich aus.“ meinte die Wirtin.

„Nee, aber wissen Se, woran er mir erinnert?“ Gräbert sahte ihren Arm. „Da soll einer entspringen sein aus'm Gefängnis. Drüben im Krug da hängt sein Bild. Der hat auch so 'ne grobe Narbe an der Stirn und soll auch so 'n braunen Rock anhaben, 's steht in'm Steckbrief. Dis is er! Ja, gewiß, ich bin sicher, dis is er!“

„Aber dann ist es ja ein ganz gefährlicher Mensch!“ Die Wirtin schrie auf: „Was thut er denn überhaupt so lange in unserm Garten, er will wohl stehen? . . . Ja, er will bloß stehen!“

Sie stürzte nach der Hausdecke, der Fuhrmann versuchte sie festzuhalten: „Frau Meiwede . . . aber nich doch, Frau Meiwede, wer weiß denn auch . . .“ Sie ließ ihn nicht ansprechen, riß sich los und eilte nach hinten. Der Fuhrmann kratzte sich hinter dem Ohr: „Na, ob man dem Weibszug was sagen kann!“ Er ging ebenfalls auf die Hausdecke zu . . . Im selben Moment aber ertönte aus dem Garten ein heller Ausschrei. Die Wirtin kam zurückgestürzt. Ihr sonst fröhliches, rotes Gesicht war weiß wie Kalk, ihre Augen sahen schredensvoll und groß: „Gräbert!“ — sie sagte nach einem Halt — sie taumelte wie eine Trumfene. „Gräbert . . . gehen Sie nach hinten . . . aber schnell, schnell. Er . . . er hat sich ja erhängt! . . . An unrer Stallthür hat er sich erhängt!“ —

### Theater.

Secessionsbühne: „An des Reiches Pforten“ von Knut Hamsun. — Die Aufführung war gegen den Eröffnungsabend ein entschiedener Fortschritt. Wir stehen einer jungen Bühne, die litterarischen Willen hat, natürlich von vornherein sympathisch gegenüber. Es ist uns darum eine doppelte Freude, den Fortschritt konstataren zu können. Die kleinen ungeschickten Neuerungen, von denen wir bereits in der ersten Besprechung annehmen, daß sie in der Praxis schwinden würden, haben die zweite Aufführung der Bühne nicht mehr erlebt. Alles ging glatter, geregelter, besser, so daß man sich von vorn herein im Theater wohler fühlte. Auch auf der Bühne ging ein fester, sicherer Zug durch das Ensemble. Man hatte das angenehme Gefühl, es mit fleißigen Lenten zu thun zu haben. Die Komödie „stand“.

Leider kann ich über den Dichter, der zu Worte kam, nicht ganz so günstig urteilen. Hamsun gehört zu den Norwegern, die in Deutschland stark überschätzt werden. Ich habe damit nicht gesagt und will damit nicht sagen, daß er gar keine Schätzung verdiente. Ich habe an und für sich gegen die Norweger gar nichts einzuwenden. Im Gegenteil: ich bin an der deutsch-norwegischen Grenzschleibe geboren und stehe ihnen näher, als die meisten meiner Kollegen. Vielleicht erscheinen sie mir eben darum weniger neu, als manchem andern.

Die gestrige Aufführung wird der Werthschätzung Hamsuns einen starken Dämpfer aufsetzen. Insofern war sie ein Verdienst, wenn es auch nicht eben das Verdienst war, das sich die Bühne erwerben wollte. Uebrigens gehört es — ganz ernsthaft gesprochen — zu den Aufgaben einer Secessionsbühne, auch einmal einen berühmten Namen aufs Programm zu setzen, um zu zeigen, daß er zu Unrecht berüchtigt ist. So haben die Mäler der Secession manche Leute beseitigt, die durch allerlei Brimborium berüchtigt geworden waren, eben indem sie ihnen Gelegenheit gaben, einmal ihre angeblich mythische Natur ganz auszuatmen. Sie haben damit erreicht, daß das Brimborium für den Geschmack keine ernsthafte Gefahr mehr ist. Ich verkenne natürlich nicht, daß es sich hier um eine verdammt undankbare Aufgabe handelt. Das Publikum zählt nicht gern für unangenehme Erfahrungen, seien sie an sich auch noch so lehrreich. Darin steht es durchaus auf gleicher Höhe mit Kunst und Kritik.

Hamsuns Stück ist das herkömmliche Litteratenstück, die Geschichte des jungen Schriftstellers, der hungern muß, weil er seine Ueberzeugung nicht verkaufen will. Das kann ein bedeutender und ein trivialer Vorwurf sein — die Gedanken des Dichters machen ihn zu dem einen oder dem andren. Hamsuns Vorwurf ist trivial. Es wird nichts gesagt, was nicht schon hundert und tausendmal gesagt worden wäre und es wird immer laßl und reizlos gesagt. Gegen Schluß des Stücks ist der Held so unwürdig, etwas von dem Inhalt des bedeutenden Buchs zu verraten, um das er leidet. Es zeigt sich dabei, daß er allerlei planloses Wischiwaschi aus Nietzsche abgeschrieben hat. Den Mann, der den Gedanken des „ewigen Friedens“ gedacht hat, nennt er ein Kalbsgehirn. Da mir im Augenblick alle die großen Namen durch den Sinn fliegen, die auf der Tafel des „ewigen Friedens“ eingegraben sind, traf mich diese unangenehme Litteratenunmühe wie eine brennende Ohrfeige. Vorgelesen von der absoluten Bedeutungslosigkeit des Helden krankt das Stück auch an dem unmöglichen Verhältnis, in dem er zu seiner Frau steht. Daß hier und da — trotz alledem — Spuren dichterischer Begabung zu finden sind, ist richtig, vermag aber das Ganze nicht zu retten.

Die bedeutenderen Rollen waren in den Händen von Herrn Zwald, Max Eisfeld und Paula Levermann. Herr Zwald spielte ohne Boje und zeigte Kraft, wo er Kraft zu zeigen hatte. Herr Eisfeld ging nicht reißlos in seiner Rolle auf, und der Rest, der übrig blieb, war gelegentlich recht peinlich zu tragen. Paula Levermann packte ihre Aufgabe mit einer gewissen imponierenden Handfestigkeit an und führte sie mit einer gewissen imponierenden Keckheit durch. Etwas weniger wäre vielleicht mehr gewesen, aber wir können ihr sehr wohl nachsichtigen, daß sie mit der wunderlichen Rolle nicht viel Federtaken machen mochte. Der Gesamteindruck war, wiebereits gesagt, ein guter. — E. S.

### Geographisches.

— Die Eisverhältnisse im Behring Meer und Arktischen Ocean nördlich von Alaska sind verhältnismäßig wenig bekannt. Es ist ein Verdienst der Nordamerikanischen Inloasregierung, daß bei den wissenschaftlichen Forschungsarbeiten

in Alaska auch die benachbarten Meeresküste berücksichtigt werden. So beschäftigt sich eine der von The Coast and Geodesic Survey der Vereinigten Staaten herausgegebenen Mitteilungen mit den Eisverhältnissen in den Meeresküsten, die Alaska umspülen. Sieht man von den Buchten und mehr oder weniger abgesperrten Teilen ab, so sind im Behringsmeere die aus ausgedehnten Eisschollen und kleineren abgerundeten Eisschichten zusammengesetzten Eismassen unter dem Einflusse der Winde und der Strömungen immer in Bewegung, treiben bald von einander und stoßen bald aufeinander, niemals bildet sich eine feste, geschlossene Eisbank, und im Winter sind die Eismassen sogar noch beweglicher als im Frühjahr, wo sie nordwärts treiben und dabei zugleich geschlossener werden. Die südliche Eisgrenze wird im Behringsmeer durch eine Linie bezeichnet, die sich von der Bristol-Bay über die St. George-Insel in west-nordwestlicher Richtung nach der sibirischen Küste zieht. Es kommt vor, daß durch beharrliche Nordwinde Eismassen auch nach südlicher getrieben werden, doch sind sie dann nicht mehr dick. Im April beginnt das Eis von der Küste nach der Mitte des Meeres zu rücken, doch bleibt es in den Buchten und um die Insel noch einige Zeit liegen. Auf der Bristol-Bay verschwinden gewöhnlich die Eisschollen in der Zeit von Mitte Mai bis 10. Juni. Darnach ist auch etwa vom 1. Juni ab die Eismasse nach Norden bis zur St. Laurentius-Insel zurückgeschoben. Westlich dieser Insel wird eine Durchfahrt frei, während im Osten das Eis noch ein wenig länger liegt. Zwischen der St. Laurentius- und der Nunivut-Insel trifft man oft noch anfangs Juni Eismassen. Gegen Ende Mai bricht das Eis auf den Flüssen in Alaska, und dann wird auch die Küste eisfrei, doch findet man noch mehrere Wochen später im Norton-Sound Eismassen. Diese Nacht wird gewöhnlich für Schiffe, die nicht auf arktische Fahrten eingerichtet sind, nicht vor Mitte Juni, bisweilen sogar nicht vor dem 10. Juli befahrbar. Vom 1. Oktober ab bildet sich auf den Flüssen und den Buchten wieder „junges Eis“, und nach dem 15. Oktober laufen die Schiffe im Norton-Sound Gefahr, überwintern zu müssen. Im Mündungsgebiet des Yukons kann es bereits in der ersten Oktoberwoche so stark frieren, daß die Flußarme in einer einzigen Nacht mit einer sehr biden Eisschicht bedeckt sind. In der Behringsstraße geht die Strömung nach Norden und zwar mit einer Geschwindigkeit von etwas über drei Kilometer in der Stunde; doch kann die Geschwindigkeit bei Südströmungen bis fast auf 5 Kilometer steigen. Die Durchfahrt wird in der ersten Juliwoche, bisweilen auch ein wenig früher frei. Cap-Hope ist vor dem 10. oder 15. Juli für gewöhnliche Schiffe nicht zugänglich, und die Kokebue-Bay wird erst gegen den 15. Juli, bisweilen auch erst gegen Ende Juli eisfrei. Nördlich des Eis-Kaps läßt sich ein Termin für die Eröffnung der Schifffahrt nicht mehr sicher angeben. Die Ballfischfänger kommen meist um den 1. August nach dem Kap-Barrow. Die Schifffahrt ist längs dieser Küste gefährvoll und erfordert Erfahrung und Geistesgegenwart. Das polare Padeis bleibt im Norden nicht weit von der Küste liegen, insolge dessen können Süd- oder Westwinde Eismassen von hinten herantreiben und den Ballfischfänger in dem Kanal zwischen der Küste und dem Padeis einfperren. Bei Kap Barrow rückt das Polareis gewöhnlich Ende September nach Süden vor. Im Jahre 1897 aber erreichte es schon am 1. September die nordamerikanische Küste. Zur selben Zeit bildet sich auf den Landgewässern und auf der See zwischen den alten Eisschollen wieder „junges Eis“. Während des Sommers kommt es bisweilen vor, daß ein Eisfeld von der sibirischen Küste am Ostkap vorüberdreht, die Westseite der Behringsstraße bis Ende August sperrt und die Schifffahrt in jenem Gebiet noch zu vorgerückter Jahreszeit schwierig macht. — („Mutter Erde“.)

**Physikalisches.**

b. Die Teilung von Atomen. Das griechische Wort Atomon (Atom) bedeutet „unteilbares“. Daß die ganze Welt aus kleinsten, nicht weiter teilbaren Atomen besteht, die alle zusammengefügten Körper bilden, war bereits eine Vorstellung vieler alten griechischen Philosophen. Die moderne Chemie hat die alte Lehre seit etwa hundert Jahren wieder aufgenommen, allerdings auf wesentlich andre Gründe gestützt, und die verschiedenartige Welt auf etwa 70 Grundstoffe zurückgeführt, deren Atome in mannigfaltigster Gruppierung das bunte Bild aller Substanzen bilden. Sogar die Gewichtsverhältnisse dieser Atome sind festgestellt worden; es hat sich herausgestellt, daß das Atom des Gases Wasserstoff unter allen das kleinste Gewicht hat.

Die Atome dieser Grundstoffe weiter zu teilen und auf einen gemeinsamen Grundstoff zurückzuführen, war lange Zeit das Streben vieler Chemiker, allerdings bisher ohne Erfolg. Von einer ganz andren Seite kommt man aber jetzt dem Problem näher. Die Erforschung der physikalischen Vorgänge, welche bei den geheimnisvollen Kathodenstrahlen in die Erscheinung treten, hat zu dem Nachweis geführt, daß in diesen Strahlen außerordentlich kleine Teilchen von Substanz von der Kathode geradlinig ausgeschleudert werden. Dabei ist es gleichgültig, aus welchem Material die Kathode besteht und mit welchem Gase die betreffende Röhre angefüllt war. Immer kommt man auf dieselben kleinen Teile, deren Gewicht noch tausendmal so gering ist, als das des Wasserstoff-Atoms. Bestimmte elektrische Entladungen zeigen also das Auftreten von Teilchen, welche erheblich kleiner sind, als die „unteil-

baren“ Atome. Diese Thatsachen eröffnen einen ganz neuen Ausblick auf die Zusammensetzung der Welt. —

**Technisches.**

— **Feuerlose Lokomotiven.** Die „Technische Rundschau“ schreibt: Als eine Art Accumulatorenlokomotive stellt sich der aus Amerika bekannt gewordene, in Deutschland von einer Berliner Firma gebaute Typus einer feuerlosen, besonders für Rangierzwecke und Förderung innerhalb industrieller Anlagen bestimmten Lokomotive dar, welche keine Feuerung enthält, sondern deren Kessel mit hochherzigtem Dampf gefüllt ist und während einer gewissen Zeit ohne Wärmezufuhr Arbeit leistet. Wie ein elektrischer Accumulator mit elektrischer, eine Preßluftflasche mit mechanischer Energie gespeist wird, so erhält der gut mit wärmehaltenden Stoffen umkleidete Kessel dieser Lokomotive heißes Wasser, das dann durch hochgespannten Dampf aus einem stationären Kessel beinahe auf die Temperatur des letzteren gebracht wird. Arbeitet z. B. der primäre Kessel mit 9 Atmosphären, so kann man in dem sekundären, der auf der Lokomotive liegt, 8 1/2 Atmosphären erzeugen. Wenn nun Dampf gebraucht wird, sinkt natürlich der Druck, aber das geschieht so allmählich, daß die Lokomotive einen halben Tag und länger Dienst thun kann. Mit Rücksicht auf den im Laufe der Stunden sich stetig erniedrigenden Dampfdruck sind die Dampfzylinder erheblich größer gehalten als bei Lokomotiven mit Feuerung, so daß die Lokomotive mit drei Atmosphären Spannung in ihrem Kessel immer noch ziehen und mit einer Atmosphäre sich immer noch bewegen kann. Vor weiterem Druckabfall muß der Kessel wieder mit dem Dampfrohr des Primärkessels verbunden werden, wobei durch den sich im Lokomotivkessel kondensierenden Dampf bald Spannung und Temperatur wieder hergestellt werden. Die Vorzüge der feuerlosen gegenüber einer gewöhnlichen Rangierlokomotive lassen sich zusammenfassen als vollständige Sicherheit gegen Feuer- und Explosionsgefahr, da der Dampfdruck nach der Füllung nur ab-, nie aber zunehmen kann, ferner als Billigkeit des Betriebs, da kein gepuffter Führer oder Heizer, sondern nur ein Arbeiter notwendig ist, als Verwendbarkeit auch in geschlossenen Räumen wegen Abwesenheit des Rauchs und als die Unannehmlichkeit, die Lokomotive ohne Aufsicht unter Dampf stehen lassen zu können. —

**Humoristisches.**

— Ein nobler Onkel. „Nun, wie war's? Hat Dein Onkel, der Gutsbesitzer, bei Deinem Abschiede etwas Sprungen lassen?“

„O ja — die Fontaine!“

— Beschneiden. „... Um 10 Uhr gehst Du heim! Dabei bleibst ein für allemal — Hansschlüssel giebt es nicht!“

„Ja, will ja ganz gern um 10 Uhr heimkommen, liebe Aurelie — aber gib mir nur wenigstens einen falschen Hansschlüssel mit, damit ich mich am Stammtisch nicht so blamiere!“

— Moderne Halbtrauer. „... Sie trauern nicht mehr, meine Gnädige, für Ihren erst kürzlich verstorbenen Herrn Gemahl?“

„O doch — aber nur vormittags, dafür aber auch zwei Jahre; denn sehen Sie, das kann ja doch meinem seligen Mann ganz gleich sein, ob ich ein Jahr lang den ganzen Tag, oder zwei Jahre immer nur den halben Tag für ihn trauere, — und mir paßt es eben so viel besser!“ — (Flieg. Bl.)

**Notizen.**

— Das Bibliographische Institut in Leipzig setzt Preise von 200 bis 100 M. aus für Einbände zu Meyers Klassiker-Ausgaben und von 300 bis 150 M. für einen Einband zu Meyers Konversationslexikon; die Entwürfe sind bis zum 15. Oktober einzusenden. —

— Die „Tegernseer“ beginnen am 29. September im Belle-Alliance-Theater mit der Aufführung des „Prozeßhausl“ ein längeres Gastspiel. —

c. Die beiden Pariser Volkstheater, die „Opéra populaire“ und die „Comédie populaire“ werden anfangs Oktober eröffnet werden. —

— „Das Streichholz-Mädel“, eine Märchenkomposition des Dänen August Euna wird am Bremer Stadttheater zum erstenmal in Deutschland aufgeführt werden. —

— Karl Schenk, einer der hervorragendsten Philologen Oesterreichs, ist im Alter von 73 Jahren in Graz gestorben. —

— Eine „Galerie moderner Meister“ wird in Wien geschaffen werden; das Haus soll hinter dem österreichischen Museum errichtet werden. —

— Ein seltsamer Betrefakt ist aus den Ehrensbergerischen Steinbrüchen bei Eichstätt zu Tage gefördert. Es ist dies das dem Pterodactylus verwandte vogelähnliche Reptil Rhamphorhynchus. Besonders stark tritt einer der 40 Centimeter langen beiden Flügel, mit stellenweise gut bemerkbarer Flughaut hervor. Aus dem Schädeltreiben stehen die großen spigen Zähne deutlich hervor. —